

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 123.

Posen, den 18. November 1927.

Nr. 123.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

## Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.  
Von Moritz Vand.

42. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Das soll sie lieber bleiben lassen!“ rief Beethoven zornig, doch sofort wieder sanfter werdend, fragte er Gleichenstein: „Hast du sie gesprochen?“

„Ja, erst gestern! Ich traf sie auf dem Graben. Sie ließ ihren Wagen halten, winkte mich heran und fragte, ohne mich selbst eines Grußes zu würdigen: „Was ist's denn mit dem Beethoven?“ Ich erwiderte, daß du bis über den Hals in Arbeit steckst, doch sie sagte, daß das doch kein genügender Grund sei, seine besten Freunde ganz zu vernachlässigen.“

„Sagte sie das? Nun, so unrecht hat die Kleine damit nicht,“ sagte Beethoven kopfschüttelnd, „und ich werde demnächst nach Hiezing hinauswandern, den Leuten wieder meine Aufwartung machen.“

„Siehst du, Ludwig, so ist's recht; das ewige Hadern mit dem Schicksal und das Alleinsein führt zu nichts. Man muß mit der Welt immer in Berührung bleiben und jedem neuen Tag etwas abzugewinnen suchen. Nächste Woche hat die Therese Malfatti Geburtstag, das wäre die schönste Gelegenheit, ihr durch deinen Besuch und eine Gratulation eine Freude zu machen. Ich gehe gern mit dir hin!“

Beethoven sann ein wenig nach. Dann nickte er ernst.

„Das kann man machen! Vielleicht bringe ich ihr eine Kleinigkeit mit, ein neues Lied oder ein Klavierstück; das wird ihr lieber sein als Blumen!“

„Und auch wertvoller und dauerhafter!“ lachte Gleichenstein.

„Also hole mich an dem Tage ab, doch sage es mir vorher!“

Am kommenden Donnerstag erhielt Beethoven eine Nachricht Gleichensteins, daß Therese Malfatti am Freitag ihren Geburtstag habe und er ihn um zwei Uhr nachmittags zu dem Besuche in Hiezing abholen werde.

„O je, gerade an einem Freitag! Das hat gewiß nichts Gutes zu bedeuten.“

„Wer wird denn so abergläubisch sein?“

„Sonst bin ich es nicht; aber seit einiger Zeit geht mir alles schief, und darum . . .“

„Wirst du abergläubisch, Ludwig? Glaub mir, im Hause Malfatti geht alles seinen geraden Weg und gar nichts geht schief!“

Am Freitag nachmittag fuhren sie miteinander nach Hiezing hinaus.

Im Hause Malfatti war zu Ehren von Theresens Geburtstag große Gesellschaft, ein Umstand, der Beethoven herzlich unwillkommen war, so freundlich er auch von der Familie empfangen wurde und so herzlich ihn Therese begrüßte und sich ihm fast ganz widmete.

Beethoven mußte ihr von seinem Aufenthalt in Teplitz erzählen, und sie hörte ihm mit Andacht zu. Von

Goethe erwähnte er kein Wort, obwohl alle wußten, daß neben der Kur das Zusammentreffen mit dem Dichter der Zweck seiner Reise gewesen war. Auch hatte sich das Gerücht in Wien herumgesprochen, daß es auf der Kurpromenade in Karlsbad bald einen Affront Beethovens gegen das Kaiserpaar gegeben habe, was die Gemüter sehr lebhaft erregte.

„Sie waren mit Goethe beisammen?“ fragte Therese lächelnd.

„Ja!“ erwiderte Beethoven trocken.

„Was hat er für einen Eindruck auf Sie gemacht?“

„Er ist ein großer Dichter!“

„Sonst nichts?“

„Sonst wahrlich nichts!“ sagte Beethoven streng. Therese merkte, daß ihm das Thema nicht behagte und lenkte sofort ab.

„Werden Sie heute zur Feier des Tages etwas spielen, Herr von Beethoven?“

„Gerne, wenn nicht so viele Gäste da wären! Aber Sie, liebes Fräulein Therese, sollen nicht leer ausgehen; ich habe Ihnen ein kleines Albumblatt gewidmet, eine Komposition, die Ihren Namen trägt und die ich Ihnen gelegentlich vorspielen will, wenn wir mehr entre nous sind.“

Er überreichte ihr eine kleine Notenrolle mit einem roten Bändchen.

Therese nahm sie lächelnd entgegen. „Das Bändchen bedeutet wohl Liebe, Meister?“

„Nennen Sie es Liebe, ich heiße es Verehrung,“ sagte er betreten.

„Ich danke Ihnen, Herr von Beethoven! Ich werde das Stück hoch in Ehren halten und freue mich auf den Tag, an dem ich es von Ihrer Meisterhand hören werde. Ich selbst wage es kaum, es vorher zu probieren!“

„Wagen Sie es immerhin, Therese!“ sagte Beethoven verbindlich.

Frau Malfatti kam jetzt eiligen Schrittes auf Beethoven und Therese zu, die in der Nische eines Fensters standen.

„Herr von Beethoven,“ sagte sie hastig, „soeben bringt Herr von Arnstein eine Neuigkeit aus der Stadt, die Sie gewiß interessieren wird!“

Beethoven horchte gespannt auf, was ihm die Frau des Hauses zu sagen hätte.

„Denken Sie, der Fürst Ferdinand Rinsky ist vorgestern bei einem Jagdritt auf dem Gut Weltrus des Grafen Chotel mit seinem Pferd gestürzt . . .“

Jäh erbleichte Beethoven und stieß einen Ruf des Schreckens aus.

„Der Fürst ist tot?“ stieß er bebend hervor.

„Er starb, ohne das Bewußtsein erlangt zu haben an Ort und Stelle,“ bestätigte Frau Malfatti und eilte davon, um die traurige Neuigkeit auch anderen ihrer Gäste mitzuteilen.

Beethoven wankte und mußte von Therese gestützt werden.

„Hat diese Nachricht Sie so sehr erschüttert?“ fragte sie teilnahmsvoll.

„Mehr als das, ich bin wie vernichtet!“

„Um Gottes willen, wie denn?“



„Das kann ich Ihnen nicht erklären, jetzt nicht! Ich bin ganz von Sinnen, ich muß fort, muß nach Hause!“ sagte er stoßweise. „Entschuldigen Sie mich bei Ihrer Familie, bei Ihren Gästen — aber — ich kann nicht — ich muß fort . . .“

Und eilte wie von Färien gehezt davon . . .

Erstaunt sah ihm Therese nach; sie ahnte nicht, welchen Zusammenhang der tragische Tod des Fürsten Rinsky mit Beethoven hatte und wandte sich an Baron Gleichenstein, der in einer Ecke des Salons mit ihrer Schwester plauderte.

„Herr Baron, Beethoven ist fortgelaufen, ganz plötzlich, weil Fürst Rinsky verunglückt ist! Verstehen Sie das?“

Gleichenstein nickte. „Nur zu sehr! Unser armer Freund!“

In wenigen raschen Sätzen versuchte Gleichenstein Theresen und ihrer Schwester den Zusammenhang des Todes des Fürsten Rinsky mit Beethovens Verzweiflungsausbruch zu erklären, und nun wußten sie, was den sorgengequälten Künstler so tiefgehend erschreckt hatte. Sie bezeugten lebhafteste Teilnahme mit Beethovens Unglück und wandten sich dann ihren anderen Gästen zu, welche mit tiefem Bedauern den Anfall des Fürsten Rinsky und das Pech Beethovens beklagten.

Dieser war in heller Verzweiflung davongelaufen, und erst im Schönbrunner Park, den er durch das Hieginger Tor betreten hatte, konnte er einigermaßen ruhig seine Gedanken sammeln und über die neugeschaffene Lage nachdenken. Fürst Ferdinand Rinsky war durch die Höhe seines Anteils für ihn die wichtigste Person in bezug auf sein Gehalt, mit dem er schon so viele Krisen mitgemacht hatte, und jetzt war die Lage durch den unerwarteten, plötzlichen Tod des Fürsten noch komplizierter geworden. Was sollte nun werden? Rinsky hatte gewiß keine Verfügung hinterlassen, was mit Beethovens Bezügen zu geschehen hatte, und es würde schwer fallen, die mündlichen Zusagen des Fürsten geltend zu machen.

Die schweren Sorgen, die Beethoven in dieser Sache schon gehabt hatte, waren jetzt noch in besorgniserregender Weise gewachsen, und es mußte etwas geschehen, um die Sache in Ordnung zu bringen. Freund Gleichenstein, der mit ihm allen Kummer in dieser Hinsicht teilte, mußte ihm helfen, und schon bedauerte Beethoven, von den Malfatti fortgelaufen zu sein, anstatt sich dort gleich an seinen Freund um Rat zu wenden. Was sollte er nun tun?

Sein erster Gedanke war, in die Stadt zu eilen und in der fürstlichen Kanzlei in der Herrengasse sich zu erkundigen, was nun in seiner Angelegenheit geschehen werde. Doch sofort verwarf er diesen Gedanken als zu taktlos, da man es ihm gewiß sehr übel nehmen würde, wenn er unmittelbar nach dem Einlangen der Trauernachricht seine Forderung geltend machte. Er kam wieder auf Gleichenstein zurück, den er um jeden Preis noch heute sprechen wollte. Ja das war der einzige Ausweg, der sich ihm nach langem Grübeln erschloß.

Langsam legte Beethoven den weiten Weg in die Stadt zurück und ging in die Wohnung Gleichensteins, obwohl er diesen abwesend wußte. Der Diener des Barons öffnete ihm und sah ihn ganz verwundert an.

„Ja, Herr von Beethoven, sind S' denn net mit dem Herrn Baron nach Hieging . . .“

„Freilich war ich dort, aber ich bin früher weggegangen, weil ich mit ihm dringend zu sprechen habe.“

Der Diener schüttelte über diese merkwürdige Erklärung Beethovens den Kopf.

„Entschuldigen schon, Herr von Beethoven, das hätten S' doch draußen oder am Weg nach Haus leichter haben können, als so, wo ich nicht einmal weiß, wann der Herr Baron nach Hause kommt.“

„Das ist mir gleich! Ich muß ihn heute sprechen und bin Ihnen darüber wohl keine Erklärung schuldig; ich werde ihn in seinem Arbeitszimmer erwarten!“

„Wie's beliebt, Herr von Beethoven! Bitte, nur einzutreten!“

Der Diener führte Beethoven in das wohlbekannteste Zimmer des Barons.

„Ich bitte Platz zu nehmen, und wenn Herr von Beethoven einen Wunsch haben . . .“

„Nur den einen Wunsch, daß der Baron bald nach Hause kommt!“

Kopfschüttelnd entfernte sich der Diener, der Beethovens Eigenheiten nicht kannte, und der es darum nicht unterließ, hinter der geschlossenen Türe zu horchen. Beethoven schritt ziemlich lebhaft und geräuschvoll auf und ab und stieß von Zeit zu Zeit brummige Laute aus. Der Horchende folgte dem mit wachsender Bewunderung.

„Er muß mit meinem Herrn einen Krach g'habt haben,“ brummte er vor sich hin, „und wartet gewiß auf ihn, um ihn wieder gut zu machen!“

Nach drei langen Stunden — Beethoven war inzwischen müde geworden und saß nun, den Kopf auf beide Hände gestützt, an dem Schreibtische Gleichensteins — war dieser endlich nach Hause gekommen, und der Diener meldete ihm die Anwesenheit Beethovens.

„Schon seit drei Stunden is er da, Herr Baron, und is auf und ab g'rennt!“

Gleichenstein eilte in das Arbeitszimmer hinein.

„Ludwig! Mensch, was machst du da?“

„Ich wartete auf dich, um wegen der Sache mit dem Rinsky zu reden!“

„Und muß das noch heute am späten Abend sein? Ich denke, das hätte auch morgen noch Zeit gehabt, Ludwig.“

„Möglich, lieber Ignaz, aber mir läßt die Sache keine Ruhe, und du mußt mir raten, was ich tun soll; du hast seinerzeit die Geschichte eingefädelt . . .“

„Und da muß ich jetzt die Sache wieder einrenten?“ lachte Gleichenstein. „Gewiß will ich das, aber jetzt bei Nacht können wir doch unmöglich etwas unternehmen.“

„Das weiß ich wohl, aber du mußt mir wenigstens damit Beruhigung schaffen, daß du mir versprichst, mir in der Sache zu helfen! Ich selbst bin ratlos!“

„Das verspreche ich dir gern, lieber Ludwig, und ich werde schon morgen in das Palais Rinsky gehen, um zu erfahren, wie man sich bei der jetzigen Situation gegen dich verhalten will. Der Tod des Fürsten ist allerdings eine Katastrophe.“

„Besonders für mich!“ unterbrach ihn Beethoven. „Soll ich nicht selbst hingehen?“

„Nein, lasse die ersten Schritte nur mich machen, Ludwig! Ich kenne dein etwas unbändiges Temperament, mein Lieber, und fürchte, du könntest dich zu einer unbesonnenen Aeußerung hinreißen lassen, die es dann mir unmöglich macht, für dich einzutreten. Du kannst sicher sein, daß ich maßvoll und energisch für dich vorgehen werde.“

Beethoven schien einen Moment unsicher, ob die maßvolle Energie Gleichensteins genügen würde, seine Ansprüche an Rinsky durchzusetzen und wollte widersprechen. Aber er besann sich eines Besseren und nickte zustimmend.

„Aber bitte, lieber Ignaz, gehe gleich morgen früh hin, ich muß wissen, wie ich daran bin, denn ich habe keine Ruhe, bis ich . . .“

„Etwas Geduld wirst du schon haben müssen, lieber Ludwig! Ich werde morgen hingehen und werde dich dann sofort wissen lassen, wie die Aussichten für dich sind. Wärest du nicht von Malfatti so plötzlich davongelaufen, so hätten wir die Sache gleich dort miteinander besprechen können, aber dein Temperament geht mit dir durch . . .“

„Hat Therese etwas darüber gesagt?“

„Freilich! Ich mußte ihr eine Erklärung geben, schon um dein sonderbares Benehmen plausibel zu machen.“

(Fortsetzung folgt.)



## Junter Marius am Blasbalg.

Von Roba Roba.

Wir entnehmen diesen Abschnitt mit Erlaubnis des Verlegers dem demnächst in Engelhorn's Romanbibliothek erscheinenden Buch „Die Streiche des Junters Marius“. „Junter Marius“ ist die etwa neunjährige Maria Roba, also genannt ob ihrer löstlichen Zungenstreiche.

Papa rief mich hinein, stand mit finstern Brauen da und Fräulein Baleska hinter ihm. Er sagte: „Du hast Fräulein Baleskas ganze Wäsche . . . hm . . . Verzeihung — ohne Grund öffentlich an den Zaun gehängt. Ich habe es dir verziehen, Marius.“

Du hast gespielt, Fräuleins Phazimähen wären Obstbäume und hast sie mit stinkendem Thomasmehl gedüngt — das habe ich dir verziehen, Marius.

Du hast Fräulein Baleskas Amarienvogel wegfliegen lassen und ihr dafür den Vater in den Käfig getan. Das hab ich dir auch verziehen, Marius.

Du hast Mais gestohlen und dem Hahn alle Schweiffedern für einen Papierhelm ausgerupft. Ich habe ein Auge zugebrückt.

Das alles sind dumme Streiche gewesen, wie jeder Cassenjunge deiner Art sie macht. — Was du aber heute angeestellt hast, muß bestraft werden. Dein Aufsatz ist so haarsträubend ungereimt, daß ich nicht weiß, was ich eher tun soll: annehmen, daß du nichts gelernt hast und nichts lernen willst — oder mich über deine bodenlose Reue empören. Ich sehe von einem Arrest für Jani \*) ab. Leuten, die nichts lernen und Landstreicher werden wollen, muß man zeigen, wie weit sie es bringen, wenn sie in ihrem Tun fortfahren. Du gehst noch heute in die Schmiede und wirst Lehrjunge. Dort bleibst du drei Jahre, und wenn du dich gebessert hast und brav geworden bist, darfst du wieder nach Haus kommen. — Hast du verstanden?

„Ja.“

„Abtreten!“

Ich nahm mir eine große Schürze um, und Papa brachte mich in die Schmiede zum alten Michel, unserm Meister. Meister Michel sollte streng darauf achten, daß ich fleißig arbeite.

Der alte Michel schmunzelte, Franzel, der Geselle, lachte. Ich auch. Ich freute mich mächtig, daß ich drei Jahre Schmied sein sollte, daß Jani keinen Arrest bekam und daß sich Fräulein Baleska verammlich giefet.

Als Papa gegangen war, schlüpfte ich die Aermel auf, wählte mir einen Hammer aus und fragte: „Was soll ich nun, Onkel Michel?“

Der alte Michel stemmte seine braunen Fäuste in die Seiten und sagte munter: „Ei, schmieden lernen, Junter!“

„Womit soll ich denn anfangen?“

„Du wirst zuerst ein Jahr den Blasbalg treten, Junter.“

„Oh, daraus wird nichts. Blasbalg treten kann ich wie irgend einer. Ich möchte das richtige Schmieden lernen.“

„Gut. Schmied also einmal einen Nagel!“

Ich kroch auf allen Vieren unter den Blasbalg, wo das alte Eisen lag, und suchte mir einen Splint aus, gerade passend für einen Nagel.

Den Splint fasste ich mit der Fange und steckte ihn ins Feuer. Dann fachte ich an. Ich pustete bald besser als der Balg und war rot wie die Kohlen; zog das Eisen hervor, legte es auf den Amboss zurecht und schlug darauf los. Ich vergaß auch nicht, vorher auf den Amboss zu spucken, damit es knalle, wie Franzel immer tut.

Michel, Franzel und ein paar andre, die hinzugekommen waren, sahen mir vergnügt zu, wie ich den Nagel in fünfviertel Stunden nicht fertigbrachte.

Da warf ich das Zeug gängert weg. Ich hatte eine anregendere Beschäftigung gefunden. Papas Favorite kam zum Beschlag, und ich durfte ihr die Füße halten. Franzel aß die Späne, die er von der Hufeisble wirtte, und sagte, sie schmeckten wie Schweizerkäse. Auch ich versuchte davon, doch sie schmeckten mir nicht.

Die Favorite beschlagen war, nach der Abend an. Papa kam und fragte mich: „Nun, Marius, siehst du ein, daß man lernen muß?“

„Ja, Papa.“

So will ich diesmal noch Gnade vor Recht ergehen lassen. Ich habe mir die Sache überlegt und gefunden, daß Fräulein Baleska auch ein wenig Schuld an deinem schlechten Aufsatz trägt. Du kommst also mit nach Haus.“

„Schon heute, Papa?“

„Ja.“

„Was soll ich denn zu Haus, Papa?“

„Lernen.“

„Schmied lernen? Kann ich ja zu Haus gar nicht.“

„Sollst auch nicht, Marius. Du wirst Deutsch und Französisch lernen.“

„Da lerne ich schon lieber schmieden. Du glaubst gar nicht, wie hübsch das ist. O, ich gehe bestimmt nicht nach Haus. Ich bleibe drei Jahre hier, es ist ein großer Spaß und viel netter als Aufsätze machen über den kranken Esel und über den Lenz in der Stadt.“

„Du kommst augenblicklich nach Haus, Marius!“

„Nein.“

„Du willst nicht?“

„Nein. Du hast selbst gesagt . . .“

Papa verlegte sich aufs Parlamentieren. Zuerst versprach er mir, ich müßte nie mehr stricken.

„O, das habe ich ohnehin nie getan; gestrickt hat immer nur die Pst für mich, und ich hab ihr dafür ein wenig Schminke von Fräulein Baleska gegeben.“

„Du sollst eine Plinthe haben — binnen einer Woche — zum Namenstag.“

Ich blieb unerbittlich. Papa wurde unvorsich und wandte sich zum Gehen.

Da kam mir ein herzlicher Einsall.

„Weißt du was, Papa? Wenn du mir ein neues Fräulein stellst, dann komme ich nach Haus. Es muß aber ein sehr gutes Fräulein sein und sehr schön und darf keine Augenbrauen zum Abwaschen haben.“

Papa versprach mir es und schour „Meiner Seel“, daß er sein Versprechen halten würde. — Da ging ich mit ihm.

Am nächsten Tage kam der Pfarrer von Gradina zu Besuch. Fräulein Baleska suchte ihren Papp — er schwebte hoch über dem Hof in der Luft, ich hatte ihn meinem Drachen als Schweif angehängt.

Am selben Abend fuhr sie.

## Von heiligen und unheiligen Tieren.

Der Mensch der Urzeit lebte in der Natur, mit der Natur, ihr anders verbunden als wir Neuzeitmenschen. Sie war ihm Schicksal, Gottheit, von ihr hing sein Dasein, sein Sterben ab. Die Naturerscheinungen, über die er so wenig Herr war, wie wir es sind, waren ihm Neuherungen der Götter. In diesem Punkte sind alle Religionen der Naturvölker sich ähnlich — sie beteten das Unbegreifliche an, die Mächte, die stärker waren als sie selber. Ähnlich war auch ihr Verhältnis zu den Tieren. Sie sahen in dem Tier keinesfalls ein untergeordnetes Lebewesen, sondern bauten ihm Altäre, weil ihnen die Kraft oder Klugheit des Tieres göttlich erschien. Bei den Ägyptern zum Beispiel wurde das Krokodil heilig gehalten. Sie fütterten es und zähmten es, so daß es sich anfassen ließ. Sie gaben sich Mühe, auf jede Weise sein Leben herrlich zu gestalten, nährten es mit Mehlspeisen und Ochsenfleisch, schmückten es aber auch mit goldenen Armbändern und schönergezierten Ohringen. Starb so ein Krokodil, so wurde es einbalsamiert und in einem geweihten Grabe beisetzt. Derartige Krokodilbegräbnisse befinden sich in den unterirdischen Kammern des Labrinth am See Möris. Wie groß die Verehrung des Krokodils war, geht aus einer Erzählung hervor: ein Weib zog ein Krokodil auf und wurde deshalb wie der Gott selber hoch verehrt. Sie hatte einen Knaben, der mit dem Krokodil spielte und ganz mit ihm aufwuchs. Eines Tages aber fraß dieses den Spiegelgärtchen auf. Und die Mutter? Sie pries das Glück ihres Knaben, der von einem Gott verpeist worden war! — Auch das Buch Hiob schildert das Krokodil, den Leviathan, wie er dort genannt wird, als ein fast überirdisches Geschöpf. „Kannst du mit Spießen füllen seine Haut und mit Fischschalen seinen Papp? Wenn du deine Hand an ihn legst, so gedenke, daß es ein Streit ist, den du nicht ausführen wirst. Siehe, die Hoffnung wird jedem fehlen; schon wenn er seiner ansichtig wird, stürzt er zu Boden. Wer kann ihm sein Kleid aufbeden, und wer darf es wagen, ihm zwischen die Zähne zu greifen? Wer kann die Rinnbäden seines Antlitzes aufstun? Schrecklich stehen seine Zähne umher. Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde, fest und eng aneinander. Sein Niesen glänzt wie ein Licht; seine Augen sind wie die Wimpern der Morgenröthe. Aus seinem Munde fahren Fackeln, und feurige Funken schießen heraus. Aus seiner Nase geht Rauch wie von heißen Töpfen und Kesseln. Sein Odem ist wie lichte Loh, und aus seinem Munde gehen Flammen. Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Starken, und wenn er daherbricht, so ist keine Gnade da. Auf Erden ist seinesgleichen niemand; er ist gemacht, ohne Furcht zu sein.“

Ein Tier, dessen Heilighaltung und Gottesstellung nicht auf die Furcht des Menschen vor ihm, sondern auf die Liebe zu ihm zurückzuführen ist, ist die Kuh. Bei den indogermanischen Völkern spielt die Verehrung des Kindes eine große Rolle; allgemein wurde die Erdgöttin in Gestalt einer nährenden Kuh dargestellt. Auch der Name des Gottes Tor dürfte auf das Wort Stier zurückgehen. Ebenso wird der Mondgöttin Stiergestalt beigelegt; die Sichel des Mondes gibt die Ueberleitung zum Gehörn des Stieres.

Heiliggehalten wurde bei den Germanen auch der Wolf, das dem Wotan heilige Tier, das allgemein verehrt wurde, um seiner Stärke und Kraft willen. Erst nach der Verbreitung des Christentums wurde auch der Wolf um seine Stellung gebracht und vom Aberglauben in den Werwolf umgewandelt, dieses Fabelungeheuer, das halb Mensch, halb Wolf ist, und um das sich mancherlei graufige Sagen spinnen.

Auch dem Feuersalamander wurden geheimnisvolle und ungemöhnliche Eigenschaften zugeschrieben. Minus sagt von ihm: „Der Salamander, ein Tier von Eidechsengestalt und sternartig gezeichnet, läßt sich nur bei starkem Regen sehen und kommt bei trockenem Wetter nie zum Vorschein. Er ist so kalt, daß er wie Eis durch bloße Berührung Feuer auslöscht. Der Schleim, welcher ihm wie Milch aus dem Maule läuft, frißt die Haare am ganzen menschlichen Körper weg; die befeuchtete Stelle verliert die Farbe und wird zum Mal. Unter allen giftigen Tieren sind die Salamander die boshaftesten. Andere verlegten nur einzelne Menschen und töteten nicht mehrere zugleich, ganz abgesehen davon, daß die Gifttiere, welche einen Menschen verwundet haben, umkommen und von der Erde nicht wieder aufgenommen werden, — der Salamander hingegen kann ganze Völker vernichten, falls

\*) Marius' Papp.



diese sich nicht vorsehen. Wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte, und wer davon genießt, stirbt vor Frost; ja, wenn von einem Holze, welches er nur mit dem Fuße berührt hat, Brot gebacken wird, so ist auch dieses vergiftet, und fällt er in einen Brunnen, das Wasser nicht minder." Nach den römischen Gelehrten wurde derjenige, welcher einem anderen irgend einen Teil des Salamanders eingab, als Giftmischer erklärt und zum Tode verurteilt. Die Goldmacher verbrannten den Salamander unter bestimmten Zeremonien und meinten Gold gewinnen zu können, wenn sie das Tier auf ein Schmelzfeuer setzten und nach geraumer Zeit Quecksilber auf den verkohlenden Giftwurm träufeln ließen. Brach eine Feuersbrunst aus, so warf man den Salamander in die Flammen, um dem Unheil Einhalt zu tun.

Die Schlangen spielen im Glauben und Aberglauben der Völker vielfach eine bedeutende Rolle. Der Russe zum Beispiel glaubt an ein Natternreich mit einem Natterkönig, der eine mit Edelsteinen geschmückte, im Sonnenschein herrlich schimmernde Krone trägt und dem alle Nattern untertan sind. Widerfährt einem seiner Untertanen Böses, so rächt der Natterkönig das an dem Frevler, indem er Krankheit und Not über ihn verhängt. Das ist der Grund, warum die Ringelnatter in Rußland in hohen Ehren gehalten wird.

Der Pelikan gilt als Symbol der sich selbst aufopfernden Liebe und Barmherzigkeit. Die Sage erzählt, daß er sich mit seiner scharfen Schnabelspitze die Brust aufreißt, um die Jungen mit seinem eigenen Blute zu tränken. Als man in Mexiko die Kaaba baute, kam die Arbeit zum Stillstand, weil das Wasser weit hergeholt werden mußte und es an Wasserträgern mangelte. Da schickte Allah Tausende von Pelikanen, die ihren Rehsack mit Wasser füllten und dieses den Bauleuten brachten, so daß die Arbeit ihren Fortgang nehmen konnte.

Zum Schluß sei noch der Hyäne gedacht, über die bei allen Völkern die merkwürdigsten Sagen im Umlauf waren. Ein Hund soll nicht mehr bellen und nicht mehr hören, riechen und sehen können, wenn der Schatten einer Hyäne ihn trifft. Auch soll die Hyäne je nach Belieben ihr Geschlecht ändern und bald als männliches, bald als weibliches Tier erscheinen können. Sie soll Menschenstimme annehmen, um Menschen herbeizulocken und dann zu überfallen. Die Araber behaupten, daß Menschen von dem Genuß eines Hyänengehirns wahnsinnig werden. Der Kopf des erlegten Raubtieres wird begraben, um den bösen Zauber zu bannen. Auch nimmt man an, daß sie nichts anderes als verkappte böse Zauberer sind, die bei Nacht umherschleichen, um allen guten Menschen Verderben zu bringen. Ihr bloßer Blick kann das Blut in den Adern stocken lassen, die Eingeweide austrocknen und den Verstand verwirren. Ganze Dörfer wurden niedergebrennt, in denen sich Hyänen befanden, ohne daß man die Dämonen dadurch zu verschrecken vermochte.

Im allgemeinen kann man sagen: die nützlichen und angenehmen Tiere wurden verehrt, angebetet, heiliggehalten, die gefährlichen gemieden, bekämpft, ausgerottet, — doch zeigt das Krotodil, daß auch Furcht Verehrung veranlassen kann. P. R.

## Gedenktage.

18. November.

Der Dichter des „Morgenrots“, Hauffs „Lichtenstein“ — da sind Verfasser und Titel so eng miteinander verschmolzen, daß man nicht den einen nennen kann, ohne an den anderen zu denken. Auch den „Mann im Monde“, die gruslich-schönen Märchen vom Wirtshaus im Speßart und andere, schließlich die „Phantastien im Bremer Natzkeller“ — man kennt sie alle und nennt sie als Werke Wilhelm Hauffs. Weiß man aber auch mit gleicher Sicherheit, daß er der Dichter von „Meisters Morgenbesang“ ist, jenes schweremühtigen Liedes vom Morgenrot, das zum frühen Tod leuchtet? Und doch wird man gerade an dieses schöne Gedicht denken, wenn man sich dieser Tage des Dichters erinnert, der vor hundert Jahren, am 18. November 1827 als ein fünfundzwanzigjähriger seinen frühen Tod starb. Das bekannte Meiterlied erschien zuerst in der von Hauff anonym herausgegebenen Sammlung „Kriegs- und Volkslieder“ in Stuttgart 1824. Es ist die freie Umdichtung eines Volksliedes („Gut gedacht, Aller Freud ein Gnd gemacht usw.“), und dies wiederum geht zurück auf ein Gedicht von Christian Günther aus dem Jahre 1751 („Wie gedacht, vor geliebt, ist ausgelacht“ usw.). Die Melodie aber, die am bekanntesten wurde, und nach der wir Hauffs Lied heute noch singen, ist just hundert Jahre alt; sie stammt von Serig aus dessen „Auswahl deutscher Lieder“ (1827).

## Zum Kopferbrechen.

Silben-Rästel.

ar — au — bahn — ball — bin — bing — bur — da — der — do — dog — eil — eis — el — es — eu — fang — fel — ge — ge — ger — gra — gud — i — ka — kan — kra — le — lim — lyp — mam — mer — mut — na — nar — neun — ni — nich — nie — o — on — po — po — pyr — ran — ri — ro — ru — run — sas — se — se — som — stab — ti — turm — tus — u — vam — wan — zet — zis

Aus vorstehenden Silben sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sportresultat ergeben.

1. Italienischer Opernkomponist. 2. Wahrzeichen von Paris. 3. Rüstzeug des Wanderers. 4. Südrucht. 5. Käseforte. 6. Spiel-

zeug. 7. Schweizer Kanton. 8. Französischer Kaiser. 9. Hundesrasse. 10. Ungeheuer. 11. Staat in Nordamerika. 12. Blume. 13. Vogel. 14. Baum. 15. Urtier. 16. Fußgicht. 17. Stadt in Westpreußen. 18. Fisch. 19. Jahreszeit. 20. Spott. 21. Winter-sportplatz. 22. Sagengestalt. 23. Raufhahleiter. 24. Halbedelstein.

Zahlenrästel.

1	2	10	1	3	14	Haarschmud
7	4	5	6	3	8	nächternes Gefühl
16	3	7	8	3	8	Schulmeister
18	4	8	5	3	5	Körperübung
5	3	9	10			russischer Fluß
11	3	5	11	3		Erntegerät
7	2	8	11	19	7	Wildbret
8	12	1	3	8	5	mittelalterliche Folter
11	17	2	5	5	3	Insektenkesser
1	13	8	10	1	13	goldreiche Gegend
7	10	14	14	3	8	Handwerkzeug
14	2	15	10	1	13	japanischer Herrschertitel

Die auf die hervorgehobenen Ziffern treffenden Buchstaben nennen uns, wenn sie nacheinander abgelesen werden, ein fürchtbares Ereignis im Auslande.

?

Man stellt sich vor Karte, Patrone und Regen, Hinter Markt, Kampf, Schau und Spiel dagegen. — Wenn man mich nimmt, setzt man sich drauf, Und macht man mich, gibt man mich auf.

Lattenträstel.

den	ein	ahm	bau	nich	hut	ern
vol	tab	dem	als	nse	kde	man
erb	gen	und	gab	ofl	isch	dan
mit	hne	und	ntd	klr	der	edk
edkt	chen	sdr	buß	ffe	rie	ihn
eng	ner	seg	ist	oge	uts	der
ein	hie	róm	rau	utw	enh	chda

Bringt man die Latten in andere Reihenfolge, so kann man aus den wagerechten Reihen ein Gedicht ablesen.

Buchstabenherze.



Die Lösung ergibt den Namen 1. eines norwegischen, 2. eines russischen Komponisten.

Auflösung Nr. 21.

Silben-Rästel:

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten!

1. Wetterleuchten. 2. Ostsee. 3. Vetter. 4. Ißlam. 5. Eberesche. 6. Leukoie. 7. Libelle. 8. Jsar. 9. Christbaum. 10. Trochäus. 11. Infanterist. 12. Sittich. 13. Tinte. 14. Impertinenz. 15. Sonne.

Magisches Zahlenquadrat:

Stelle untereinander: 1 4 5 3 2 — 4 2 1 5 3 — 5 1 3 2 4 — 3 5 2 4 1 — 2 3 4 1 5.

Besuchstatten-Rästelprung:

Breitensträter.

Rästelprung:

Anfangen immer und niemals vollenden, Heißt Zeit und Kraft als Tod verschwenden; Der Weise erwägt erst seine Kraft, Bevor er etwas beginnt und schafft!

(Julius Sturm.)

Rästel:

Lob — Lot — Los.

Trepenträstel:

Tiger Erwin Insel Elias Affen Entel Ester Erika Ranne Neger Erbse Seine Nebel.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strya, Poznań.